Lona.

Roman von A. Lütetsburg.

(7. Fortsetzung.)

9. Capitel.

In dem Raume, der den Namen eines Zimmers nicht verdiente, saß in der Nähe eines kleinen eisernen Ofens, der einen glühenden, die Atmosphäre verunreinigenden Dunst ausströmte, eine scheinbar noch nicht alte Frauengestalt, seltsam genug in helle Farben gekleidet. Bei dem Eintritt der Dame erhob sie den durch eine magere Hand gestützten Kopf. Jetzt wurde ein schmales, hageres Gesicht, auf dessen Wangen zwei dunkle, zirkelrunde, rothe Flecken brannten, mit großen, tiefliegenden Augen, bemerkbar, die sich mit durchdringendem Blick auf Lona richteten. Einen Augenblick schien sie zu zögern, dann erhob sie sich von ihrem Sitze.

„Gnädige Frau — Sie bringen?"

„Freifrau von Gudenheim," lautete die etwas unsicher gegebene Antwort.

„Ah, und sie weiß, wer ich bin?"

Die Stimme der seltsam gekleideten Frau hatte einen heiseren Klang.

„Sie weiß es, aber, bitte, vergessen Sie unsere Verabredung nicht. Sie können sich nicht darüber täuschen, daß Ihr Erscheinen für meine Pflegetochter nicht sehr angenehm ist."

Ein kurzes, häßliches Auflachen kam von den Lippen der Frau.

„Warum? Sie hat immer gewußt, daß sie keine Hochgeborene war."

„Allerdings, aber sie hat ihre Mutter für todt gehalten."

Wieder lachte die Frau auf.

„Mein Tod wäre vielleicht angenehmer für sie gewesen — ich gebe es zu. Das ändert aber an der Thatsache, daß ich noch unter den Lebenden weile, nichts. Sie muß nun schon mit mir vorlieb nehmen und — nicht wahr, mein Kind, die Bande des Blutes lassen sich nicht hinwegleugnen, eine innere Stimme zieht Dich zu der Frau, die Dir das Leben gegeben, wenn sie Dir auch nicht so gegenübertritt, wie Du Dir Deine Mutter gewünscht hättest."

Sie war, während sie so sprach, näher an Lona herangetreten. Diese aber wich zurück vor der großen, hageren, leicht gebeugten Gestalt, deren Augen mit cynischem Ausdruck auf sie gerichtet waren.

„Nein, nein, ich fühle nichts," stammelte sie mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens. „Man hat mir gesagt, meine Mutter sei todt."

„Ich glaube es, die alte Martina hatte Grund, Dir so zu sagen, Du warst dadurch nur um so sicherer in ihrer Obhut, und sie konnte das Geld, das ich ihr alljährlich von meiner armseligen Gage, die ich als Soubrette eines Vorstadttheaters bezog, als Kostgeld für Dich schickte, mehr im eigenen Nutzen verwenden, als wenn Du davon gewußt hättest, daß noch eine Mutter für Dich sorgte."

Es war Lona unmöglich, sich noch länger auf ihren Füßen zu erhalten. In dem Augenblick, als sie den Namen Martina hörte, streckte sie tappend die Hand vor, nach einem Stützpunkt zu suchen, und sank dann mit einem leisen Aechzen auf einen Stuhl nieder. Sie hatte nicht erwartet, eine solche Mutter zu finden, und war im ersten Moment vor ihr zurückgescheut, der nun aber —

Diese Frau, die da mit gebeugtem Oberkörper vor ihr stand, eine hektische Röthe auf den schmalen, hageren Wangen, in dieser elenden Umgebung, hatte wohl nach besten Kräften für sie gesorgt. Sie hatte von einer kärglichen Einnahme Geld für ihr Kind geschickt, und dieses Kind, reich, in vornehmer Stellung, konnte sie nur einen Augenblick verleugnen wollen? Sie konnte keiner anderen Vorstellung Raum geben — es war unmöglich. Mit Anstrengung richtete sie sich auf.

„Was kann ich für Sie thun?" kam es kaum hörbar über ihre Lippen.

Sie hatte indessen den Blick nicht erhoben, während sie so sprach, sonst würde sie das Spottlächeln gesehen haben, welches die Lippen der Fremden umspielte, nicht minder den Ausdruck ihrer Augen, die sie flüchtig auf Frau von Frohsdorf richtete, in welchen es triumphirend aufblitzte.

„Diese Frage! Ich habe nicht erwartet, sie eines Tages von den Lippen meines einzigen Kindes zu hören, dessen Existenz der Ruin meines Lebens geworden. Aber — meinetwegen! Es ist in dieser Welt des Kampfes und Eigennutzes nicht anders; wenn ich das Gegentheil erwartet, so hat das seinen Grund in einer höheren Weltanschauung meinerseits. Was Du für mich thun kannst? Sieh' mich an und meine unwürdige Umgebung."

Unwillkürlich richtete Lona wieder den Blick auf die gebeugte Frauengestalt und gestand sich selbst, daß Noth und Elend aus ihren Zügen sprachen, während ihre Umgebung eine beklagenswerthe Armuth verkündete.

Zitternd streckte sie ihre Hand nach der Frau aus. „Ich will für Sie sorgen, so gut ich kann," flüsterte sie mit bebender Stimme.

Bis zu diesem Augenblick hatte Frau von Frohsdorf mit keinem Worte diese Unterredung unterbrochen. In ihren Zügen zeigte sich keine Spur irgend einer Theilnahme für dieselbe. Sie stand still und regungslos, wie eine Statue, nur in den Augen machte sich ab und zu ein schneller Aufblitz bemerkbar. Jetzt trat sie näher.

„Ich glaube, Lona, das Einzige, was Du hier thun kannst, wird sein, daß Du dieser Frau eine Summe aussetzest, die monatlich für sie ausgezahlt werden wird. Damit entledigst Du Dich Deinen Verpflichtungen am vollkommensten. Weiter kannst Du schwerlich etwas thun. Es ist für Dich unmöglich, in andere Beziehungen zu ihr zu treten, ich meine, selbst Dein Gatte darf niemals von der Existenz dieser Frau erfahren. Willst Du mich jetzt für Dich die Verhandlungen führen lassen?"

Lona nickte nur beistimmend mit dem Kopfe. Die Frau zeigte selbst kein Verlangen, sich ihr in anderer Weise zu nähern, als daß sie eine Geldunterstützung verlangte. Der Himmel mochte ihr vergeben, aber keine Faser ihres Herzens konnte sich jemals für diese Frau erwärmen.

„Sie werden selbstverständlich die Stadt verlassen," fuhr Frau von Frohsdorf, zu der Fremden gewendet, fort. „Nur unter dieser Bedingung wird Ihnen die gewünschte Unterstützung gewährt werden. Treibt Ihr Herz Sie, je zuweilen die Tochter zu sehen, so wird sich ja eine Zusammenkunft an irgend einem dritten Orte vermitteln lassen. Sind Sie damit einverstanden?"

„Wie viel Geld würde ich monatlich bekommen?" fragte die Frau in lauerndem Tone. „Sie werden begreiflich finden, gnädige Frau, daß ich nicht so weiter leben kann, während mein einziges Kind im Reichthum schwelgt."

„Ich weiß nicht, Lona, wie viel Dir von Deinem Nadelgeld entbehrlich sein würde."

„Ich brauche nichts für mich," lautete die leise Entgegnung.

Frau von Frohsdorf nannte eine Summe, Lona stimmte ohne Besinnen zu.

„Sind Sie zufrieden?" wandte sich dann erstere an die Frau.

„Sicher, aber — für den Augenblick bedarf ich einer etwas größeren Summe, schon um die Uebersiedelung bewerkstelligen zu können."

„Die soll Ihnen gewährt werden!"

In den Augen der Fremden funkelte es unheimlich gierig. Sie sollte Geld bekommen, verhältnißmäßig viel Geld, eine Summe, die sie trotz ihres glühenden Verlangens in ihrem Leben noch nicht zusammengesehen.

„Verfügst Du augenblicklich über Geld, Lona?" fragte Frau von Frohsdorf. „Sonst mache Dir nicht allzu große Sorgen. Ich werde alles in Ordnung bringen. Im Uebrigen bleibt uns hier kaum noch etwas zu thun übrig. Morgen kommen wir wieder, die Sache endgiltig zu regeln."

Sie forderte Lona auf, ihr zu folgen. Nur mit Anstrengung gelang es der jungen Frau, sich von ihrem Sitz zu erheben, aber die Luft drohte sie zu ersticken; kalt wehte es über ihr Gesicht, wie vor einer Ohnmacht, sie mußte hinaus.

Erst auf der Straße angelangt, als der Nachtwind ihre fieberheiße Stirn umwehte, kam sie wieder zum Bewußtsein, obwohl sie noch unfähig war, einen Laut über ihre Lippen zu bringen. Frau von Frohsdorf hatte ihr den Arm geboten und führte sie.

In demselben Augenblick, als der Ausgang einer engeren Straße erreicht war, schritt eine Mannesgestalt vorüber. Sie hatte einen flüchtigen Blick auf die beiden Frauen geworfen, war aber unbekümmert weiter gegangen und erst jetzt, nachdem er sich bereits einige Schritte entfernt, blieb er plötzlich stehen, als ob ihm etwas eingefallen sei. Er wandte den Kopf.

„Wolf!" war es leise über Lona's Lippen gekommen. Frau von Frohsdorf schritt unwillkürlich schneller vorwärts. Die Begegnung war ihr im höchsten Grade fatal, sie hatte aber die Ueberzeugung, daß sie von dem Freiherrn nicht erkannt worden seien.

Mit schnellen Schritten führte sie die junge Frau ihrem Hause zu. Vor demselben angelangt, verabschiedete sie sich, Lona die größte Vorsicht und vor allen Dingen Verschwiegenheit empfehlend.

Diese betrat das Haus. In dem hell erleuchteten Flur, in welchem ein Diener weilte, kehrte sie erst zum vollen Bewußtsein ihrer Lage zurück. Sie mußte Ruhe zeigen und die größte Besonnenheit beobachten.

Indem sie so dachte, stieg sie die Treppe hinan, nachdem sie noch gefragt, ob der Freiherr schon zurückgekehrt sei. Der Diener hatte die Frage, einigermaßen erstaunt, verneint. In der Küche war seit gestern viel über ein gelockertes Verhältniß des so kurz vermählten Paares gesprochen worden.

In ihrem Zimmer angelangt, begab sich Lona sofort in ihr Ankleidekabinet, um ihre Toilette zu ändern und um zu sehen, ob irgend etwas in ihrem Aeußeren ihrem Gatten den heutigen Ausflug verrathen könne. Ihre Augen waren leicht geröthet, sie kühlte die brennenden Lider, um einigermaßen diese verrätherische Spur zu verwischen. Nachdem sie ihr Haar geordnet, kehrte sie in das Nebenzimmer zurück, ließ sich in einen Sessel in der Nähe des Kamins nieder und überließ sich hier ganz den trostlosesten Betrachtungen, obgleich sie noch immer kaum eines klaren Gedankens fähig war.

Dunkle Vorstellungen, daß sie nicht so gehandelt, wie sie hätte handeln müssen, quälten sie. Entsetzlich! Sie hatte der Frau gegenüber gestanden, nach deren Anblick ihr einsames Herz sich eines Tages so heiß und leidenschaftlich gesehnt, und nicht ein wärmeres Gefühl war in ihr lebendig geworden, nicht ein Verlangen, von den Lippen dieser Frau ein warmes, theilnehmendes Wort zu hören, war ihr gekommen. Kalt, gleichsam erstarrt, war sie in der Gegenwart derselben gewesen. Wie mit eisigen Krallen hatte sie ihr Herz umklammert gefühlt.

Der Schritt des Gatten schreckte Lona aus ihrem Sinnen auf und gab ihren Gedanken eine andere, aber kaum minder trübe Richtung. Er ging vorüber. Sonst galt sein erster Gang ihr. Aber sie hatte ihn belogen, sie hatte ein Geheimniß vor ihm und er zürnte ihr deshalb. Wie würde Alles enden?

Die junge Frau schauerte fröstelnd zusammen, während ein fieberheißes Roth bei der Vorstellung in ihre Wangen stieg, daß der Gatte von der Existenz jener Frau erfahren, daß er ihr wohl gar eines Tages gegenüberstehen könne. Ihre Hände krampften sich zusammen und ein qualvolles Aechzen kam über ihre Lippen. Nur das Eine nicht, es würde zu entsetzlich sein.

Sie wurde in ihrem Gedankengang durch den Eintritt ihres Gatten gestört. Er sprach freundlich und gütig mit ihr, denn er fühlte Mitleid mit Lona und ahnte die Quelle des Leidens, welches seine junge Frau bedrückte. Gleichwohl war er entschlossen, keine neuen Fragen an sie zu richten, in der Voraussetzung, daß er ausweichende Antworten empfangen würde.

Eine Unterhaltung wollte sich zwischen beiden Gatten nur schwer entwickeln und so machte der Freiherr Lona den Vorschlag, zu lesen. Sie willigte aufathmend ein, fürchtete sie doch, sich jeden Augenblick durch eine Unterhaltung zu verrathen.

Während Herr von Gudenheim dann mit seiner klangvollen Stimme aus einem Buche vorlas, das er vor einigen Tagen für Lona mitgebracht, saß diese still und in sich gekehrt. Wohl tönten die Worte an ihr Ohr und vorübergehend zwang sie sich auch zu einem Zuhören, um nicht den Faden der Erzählung zu verlieren, aber ihre Seele war mit Dingen beschäftigt, die nichts mit dem Inhalt einer herrlichen Dichtung zu thun hatten. Das Bild der fremden Frau wollte nicht von ihr weichen.

Sie legte sich früh zum Schlafen nieder, fand aber keine Ruhe. Bis nach Mitternacht lag sie mit wachenden Augen, und als sie dann endlich, von seelischer und physischer Anstrengung erschöpft, in einen Halbschlummer sank, umschwebten häßliche Träume ihr Lager, die sie schon mit Tagesanbruch wieder weckten und aufscheuchten. Es dünkte sie unmöglich, länger in Unthätigkeit zu verharren. Sie hier, von Glanz und Luxus umgeben, unendlich geliebt, dort die Frau in einem elenden Raume eine Bettlerin — nein, weniger als eine Bettlerin, ihre Mutter — arm, einsam, verlassen und verachtet.

Und doch waren es nicht diese Gedanken allein, die sie quälten. Mehr fast noch waren es diejenigen, welche mit ihrem Gatten im Zusammenhang standen. War es Liebe, die aufopfernde Liebe, die sie ihm bewiesen, als sie einwilligte, seine Gattin zu werden? Wäre es nicht ein größerer Beweis gewesen, daß sein Glück ihr am Herzen liege, wenn sie fest geblieben wäre? Nun würde sie Schande und Unehre über ihn bringen. Indem sie sich an diesem Morgen mit zitternder Hand ankleidete, kam ihr zuerst der Gedanke, ob es keine Umkehr mehr gebe.

Er trieb ihr das Blut in die Wangen und rascher zum Herzen zurück und kehrte immer und immer wieder. Gab es keine Umkehr? Sie stand und zählte das Geld, welches ihr Gatte ihr in verschwenderischer Fülle gewährt. Sie wollte es am Abend mit Frau von Frohsdorf zunächst der fremden Frau bringen. War es der einzige Ausweg aus diesem Labyrinthe?

Nein — es gab noch einen anderen. Die Vorstellung, an der Seite des geliebten Mannes mit dem furchtbaren Geheimniß, welches so schwer auf ihr lastete, zu leben, war förmlich eine unfaßbare. Ihm dasselbe mitzutheilen, war nicht minder unmöglich, was blieb ihr übrig? Wenn sie doch niemals Wolf von Gudenheim ihre Hand gereicht hätte, sie würde in dieser Stunde nicht so grenzenlos elend gewesen sein. Dann hätte sie mit der Frau die Stadt verlassen und weit, weit fortwandern können, um sich in der Fremde eine bescheidene Existenz zu suchen.

Wenn sie noch ging.

Wieder stockte das Blut in ihren Adern, es wurde ihr dunkel vor den Augen, aber sie hielt doch den Gedanken fest und begann ihn zu verfolgen. Wenn sie noch ging! Sie würde ihrem Gatten einen herben Schmerz bereiten. Er liebte sie und — sie hatte auch in dieser Stunde die Ueberzeugung — würde sich bitter gekränkt fühlen, aber, wenn sie ihm schrieb, was sie fortgeführt, so würde er ihr doch verzeihen, vielleicht sich sagen, daß sie das gethan, was sie unter den jetzt bestehenden Umständen hätte thun müssen.

Je weiter sie dachte, desto ruhiger wurde sie, desto mehr befestigte sie die entstandene Idee. Nicht ohne herbe Schmerzen, aber diese Schmerzen hatten einen solchen Höhegrad erreicht, daß ihr Gefühl davon wie erstarrt war.

Im Laufe des Nachmittags sandte sie ein Billet an Frau von Frohsdorf, in welchem sie dieselbe bat, sich nicht mehr zu bemühen, sondern ihr die Ordnung der bekannten Angelegenheit allein zu überlassen. Dann erst fühlte sie sich wirklich ruhiger. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, von welchem sie dachte, daß er unabänderlich sei und bleiben müsse. Wenn sie sich an ihrem Gatten vergangen, so würde er ihr das um ihrer Liebe willen vergeben; die härteste Strafe würde doch ihr zu Theil, die fortan auf jedes leiseste Anrecht an Glück Verzicht leistete.

Bis zum Anbruch der Dämmerung saß sie, die Hände im Schooß gefaltet, in einem niederen Sessel und blickte vor sich nieder. Nur bisweilen hob sie den Kopf ein wenig, um ihn im nächsten Augenblick wieder zurücksinken zu lassen. Dann färbten sich vorübergehend ihre blassen Wangen, sie hatte auf den Schritt des Gatten gelauscht.

Aber der Freiherr kam nicht; er ließ ihr sagen, daß er vor der Theestunde nicht nach Hause zurückkehren werde. So konnte sie ihre Absicht ungehindert zur Ausführung bringen.

Sobald die Dunkelheit voll hereingebrochen war, verließ sie das Haus, um denselben Weg zu nehmen, den sie am vorhergehenden Abend gegangen war. Ihr Herz war furchtbar beschwert, sie schien unter einer Last dahinzuschreiten, so langsam und unsicher ging sie die Straßen entlang. Sie fand das Haus leicht wieder trotz der Dunkelheit. Unablässig hatte sie das alte Gebäude mit der verfallenen Thür im Geist vor sich gesehen, sie konnte sogar ohne Schwierigkeit die Treppe erreichen.

Aber wiederholt stand sie auf den Stufen still, die Füße wollten den Dienst versagen, sie konnte nicht weiter. Dann wieder raffte sie sich auf — es mußte sein. Je fester und ruhiger sie sich in dieser Stunde zeigte, um so besser für den geliebten Mann, dessen Glück sie ein Opfer bringen wollte, das er nimmer von ihr gefordert haben würde.

Sie fragte nicht, ob er das Opfer billigen würde. Die eine furchtbare Vorstellung, ihm mit dieser Frau gegenübertreten zu müssen, raubte ihr jedes Ueberlegen. Nach der anderen Seite fühlte sie die Verpflichtung, sich derjenigen, die ihr das Leben gegeben, anzunehmen, wenn sie ihr auch eine Fremde war und niemals im Stande sein würde, ihr ein Gefühl von Zuneigung einzuflößen.

Nun hatte sie die Thür erreicht und trat ein. Sie fand die Frau in derselben Stellung, in welcher sie dieselbe am vorhergehenden Abend angetroffen, nur erhellte mehr Licht den Raum, gleichsam als sei es bestimmt, Lona die Größe ihres Elends ganz klar vor Augen zu führen. Sie fand das Gesicht der Frau noch unangenehmer, als am Abend zuvor. In dem stechenden Ausdruck ihrer Augen, welche sich auf die Eintretende richteten, war etwas, das ihr Furcht einflößte und sie nicht einmal ein Wort über ihre Lippen bringen ließ.

„Du kommst allein?"

Diese Frage gab ihr etwas von der verlorenen Fassung zurück. Wie konnte sie einer Unabänderlichkeit gegenüber so grenzenlos feige sein? Ihre Gestalt richtete sich höher auf, sie ließ die Thüre hinter sich einklinken und trat näher.

„Ja, ich komme allein, weil Frau von Frohsdorf meiner Ansicht nach hier überflüssig ist. Ich wünschte, Sie hätten sich gleich an mich gewandt."

„Sie!" kam es spottend von den Lippen der Frau, indem sie sich aus einer nachlässigen Stellung aufrichtete.

Lona zuckte jäh zusammen, ein glühendes Roth färbte ihr Gesicht, während sie mit ernster Miene sagte: „Sie können diese Anrede nicht befremdlich finden, denn ich sehe Sie jetzt zum zweiten Male in meinem Leben. Wenn wir erst — zusammen — leben werden —"

Die Frau hatte sich von ihrem Sitz erhoben, in ihren Augen spiegelte sich ein grenzenloses Erstaunen wieder.

„Wir zusammen — leben?" fragte sie. Ihre Gedanken, in Worte gekleidet, ließen Lona zusammenschauern.

„Ich glaube, es ist der einzige rechte Weg," entgegnete sie mit Anstrengung. „Erlauben Sie, daß ich mich setze; ich möchte Ihnen meinen Plan, den ich entworfen habe, mittheilen und denke, daß er auch Ihnen recht erscheinen wird."

Die junge Frau ließ sich auf einen Stuhl nieder und schloß noch einmal vorübergehend, wie von einer großen Schwäche ergriffen, die Augen. Dann richtete sie sich wieder auf und die Farbe kehrte in ihr todtblasses Gesicht zurück.

Während der wenigen Augenblicke, in welchen sie schwieg, hatte ihr Gegenüber sie mit lauernden Blicken beobachtet. Fieberrothe Flecken brannten auf den hageren Wangen und die Nase erschien spitzer bei diesem Gesichtsausdruck gespanntester Erwartung.

„Es würde vergeblich sein, wenn ich versuchen wollte, Sie über meine wahren Gefühle zu täuschen," begann die junge Frau alsdann mit einer Stimme, deren leises Beben nur noch ein Nachklang nun überwundener Aufregung war. „Ich wünsche gewiß aufrichtig, daß es hätte anders sein mögen. Ich habe oft an einen Augenblick gedacht, wo ich meiner Mutter hätte begegnen können, obgleich man mir stets gesagt hatte, daß sie todt sei. Eine Vorstellung von dieser Wirklichkeit ist mir nie gekommen. Nun sie aber an mich herangetreten ist, werde ich ihr zu begegnen wissen. Nicht Ihre Armuth, Ihre unglückliche Lage würden meinem Gatten, der mich sehr liebt" — sie sagte es mit aufleuchtendem Blick — „ein Hinderniß gewesen sein, Sie als meine Mutter zu empfangen. Ich kann Ihnen nicht sagen, was mich wünschen läßt, daß Sie ihm niemals gegenüber treten."

Lona holte tief Athem. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als wollte die Frau eine Entgegnung machen, dann sank sie wieder in sich zusammen. Hier war gewiß Abwarten das Beste und Vortheilhafteste.

„Ich werde die Mittel haben, mit Ihnen von hier fortzugehen," fuhr die junge Frau in ganz ruhigem Tone fort. „Mein Gatte wird mir nicht zürnen, wenn ich von dem, was er mir verschwenderisch gegeben, so viel nehme, um eine erste, bescheidene Einrichtung für uns zu bestreiten. Wir werden uns in einer fernen, großen Stadt niederlassen, wo Niemand uns kennt, Niemand nach uns fragt. Meine Kenntnisse und Fähigkeiten, verbunden mit einem ernsten Wollen, werden mich in den Stand setzen, für die geringen Ansprüche zweier Frauen zu sorgen. Sie werden, wenn nicht Krankheit dazwischen tritt, was ein gütiger Gott verhüten möge, nie mehr Noth und Mangel leiden dürfen."

Ein schrilles, höhnisches Auflachen ließ Lona zusammenfahren und unterbrach ihre Worte. Sie warf einen halb scheuen, halb entsetzten Blick auf die Frau, welche in einem Augenblick, wo sie fühlen mußte, was ihr Kind litt, in dieser Weise lachen konnte. Diese aber hatte sich von ihrem Sitze erhoben und nun machte sie einen weit minder erbarmungswürdigen Anblick — sie stand Lona hochaufgerichtet gegenüber und schaute sie mit förmlich haßsprühenden Augen an.

„Du mußt in der That eine unverbesserliche Närrin sein, um nur so denken zu können," kam es in schneidendem Hohn von den dünnen, eingefallenen Lippen. „Nie im Leben begegnete ich einem gleichen Maß überspannter Ideen. Und Du denkst, ich sei gekommen, meine alten Tage ferner in Noth und Elend zu verbringen, während ich einen Schwiegersohn habe, der seines Reichthums, wie man sagt, kein Ende weiß? Nimmermehr! Er selbst wird vielleicht verständiger sein und mit sich reden lassen, ehe er es zu einem offenen Skandal kommen läßt. Ihm kann nichts daran liegen, einem armen, elenden Weibe ab und zu eine Unterstützung zu gewähren, wenn er dadurch ihr Stillschweigen erkaufen wird."

Einen Augenblick saß Lona starr und unbeweglich, todtenbleich, unfähig, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Doch wie mit einem Ruck war sie plötzlich aus diesem Zustand herausgerissen und —

„Barmherzigkeit!"

Sie lag vor dem Weibe auf den Knieen, die Hände flehend emporgestreckt. Die grauenhafte Vorstellung, die sich ihr plötzlich aufgedrängt, hatte ihr förmlich die Besinnung geraubt. „Barmherzigkeit! Sie werden nicht zu Herrn von Gudenheim gehen."

„Das wird von Dir abhängen," lautete die harte Entgegnung. „Wenn Du nicht mit Dir reden lassen willst, so möchte ich mit ihm reden. Es wäre ohnehin vielleicht besser gewesen, sich sofort mit einem verständigen Mann in Verbindung zu setzen."

„Sie werden das nicht thun, ich will Alles, was Sie wollen, nur versprechen Sie mir, von einem solchen Schritt Abstand zu nehmen," rief Lona, noch immer in ihrer Stellung verharrend, aus.

„Fügst Du Dich meinem Willen, so habe ich keine Veranlassung, mich an Deinen Gatten zu wenden. Steh' auf!"

Lona erhob sich gehorsam, wie eine Träumende. Sie nahm ihren verlassenen Sitz wieder ein.

„Nun nimm das Ding einmal von einer verständigen Seite, damit wir zu einem Ende kommen. Du verfügst über Geld, wie mir Deine Pflegemutter sagte — über viel Geld. Es wird Dir als der Gemahlin des Herrn von Gudenheim nicht schwer werden, dem, was Du hast, noch eine bedeutende Summe hinzuzufügen. Dein Nadelgeld allein würde mir freilich nicht nützen."

„Mehr habe ich nicht."

„Du hast Schmucksachen."

„Geschenke meines Gatten, die er vermissen würde, wenn ich sie verkaufen wollte," kam es leise über Lona's Lippen.

Die Frau lachte höhnisch.

„Von derartigen Dingen scheinst Du allerdings nicht mehr Kenntniß zu haben, als ein neugeborenes Kind. Man braucht seinen Schmuck nicht zu verkaufen, wenn ein Liebhaber über den Besitz wacht. Du kannst als Frau von Gudenheim zu jedem Bankier gehen und Dir eine beliebige Summe Geldes geben lassen."

Die junge Frau entgegnete nichts. Allmählich wurde ihr klar, was diese Frau von ihr wollte. Das Angebot, welches sie ihr gemacht, in bescheidenen Verhältnissen mit ihrem Kinde zu leben, war mit Hohn zurückgewiesen worden. Die Frau wollte nicht Liebe, nur Geld und immer wieder Geld. Geld, das sie sich ohne Vorwissen des geliebten Mannes aneignen sollte, durch Diebstahl, Betrug, der Himmel mochte wissen, durch was.

Sie schauderte zusammen. Mit dieser Frau hatte sie leben wollen! Diese Frau sollte, als ihre Mutter, Wolf von Gudenheim gegenüber treten. In dem einen wie in dem anderen Gedanken lag die gleiche Qual. In diesem Augenblick war sie keines Entschlusses fähig. Sie mußte denken, überlegen.

„Ich werde mit mir zu Rathe gehen, was zu thun ist," sagte sie mit klangloser Stimme, indem sie einen Versuch machte, sich von ihrem Sitze zu erheben, der aber völlig mißlang. „Sie werden Nachricht von mir empfangen."

Nun hatte sie sich erhoben.

Die Frau runzelte die Stirn, in ihren Zügen machte sich ein großer Mißmuth bemerkbar. „Damit vergeht aber die Zeit und ich sitze hier in dieser elenden Umgebung, während meine Tochter sich in Sammet und Seide hüllen kann und im Ueberfluß lebt."

Lona langte in die Tasche ihres Kleides — eine rein mechanische Bewegung. Sie war sich über ihr Denken und Thun nicht mehr klar. „Nehmen Sie dies. Ich hatte es mitgebracht, allerdings zu einem anderen Zweck."

Die Börse der jungen Frau glitt in die ausgestreckte Hand des Weibes und wurde sogleich von ihr geöffnet. Beim Anblick der Goldstücke leuchtete es gierig in ihren Augen auf.

„Wann soll ich weiteren Bescheid haben?"

Lona zwang sich zum Besinnen.

„Uebermorgen — ich muß einen Tag Zeit gewinnen." Dann verließ sie mit wankenden Schritten den furchtbaren Raum, in welchem sie das Glück ihres Lebens für immer zu Grabe getragen. Wie sie die Treppe hinab und wieder in's Freie gelangt war, wußte sie nicht. Sie kam erst wieder zum vollen Bewußtsein ihrer grauenvollen Lage, als sie die Räumlichkeiten ihres glänzend eingerichteten Hauses betreten hatte. Der Anblick ihres Gatten, welcher ihr in der Flur begegnete, brachte sie einer Ohnmacht nahe.

Er blieb einige Augenblicke stehen und schaute ihr ernst und vorwurfsvoll in das Gesicht. Leise wiegte er den Kopf, als er die bleichen Züge, die rothumränderten Augen der geliebten Frau sah. Aber kein Wort kam über seine Lippen. Er konnte ihr nicht beistehen. Wenn sie jetzt nicht den rechten Weg fand, den sie gehen mußte, würde sie ihn nie finden.

Bei dem vorwurfsvollen Ausdruck, welchen Lona in den Augen ihres Gatten gesehen, war es der jungen Frau einen Augenblick gewesen, als müsse sie sich in Wolf's Arme werfen und ihm all ihr Leid anvertrauen und um seinen Beistand bitten. Schon wollte sie dieser unwillkürlichen Regung folgen, als Herr von Gudenheim sich kopfschüttelnd von ihr abwandte. Sie floh, wie eine Verfolgte, die Treppe hinan und auf ihr Zimmer.

Stunden waren vergangen, und noch immer schritt sie dort ruhelos auf und nieder. Ihre Wangen brannten fieberheiß, ihre Augen glühten. Nun gab es keinen Ausweg mehr. Mit dieser Frau gehen! Wahrlich, es war ein Gedanke voll Wahnwitz gewesen. Sie hatte sich die Pflichttreue des Kindes derjenigen Frau gegenüber, die ihr das Leben gegeben, vor Augen geführt, und dann hatte sie gedacht, den daraus entstandenen Entschluß zur Durchführung bringen zu können. Unmöglich! Ihren Gatten belügen — betrügen! Diesen Mann, der sie voll Liebe und Vertrauen an sein Herz gezogen! Sie wollte lieber sterben. Das dritte Unheil aber, welches ihr drohte, war ein größeres, als die beiden anderen, und die Vorstellungen, welche sich an dieses knüpften, machten sie abermals fassungslos.

Sie legte sich nicht zum Schlafen nieder, obgleich sie ruhiger geworden war. Ja, sie war ruhiger geworden, aber es dünkte sie die Ruhe des Todes, welche ihr Herz umfangen hielt. Was würde die Welt sagen, wenn sie hörte, daß die Gattin des Herrn von Gudenheim ihn verlassen hatte?

Der Gedanke ließ ihr das Blut in den Adern gerinnen und änderte doch nichts mehr an ihrem Entschluß. Sie konnte nicht bleiben, nicht den Augenblick abwarten, wo Wolf's Augen den ihren begegnen und sie in ihnen den Ausdruck sehen würde, der ihr verrieth, daß er alles wußte. Er würde gewiß auch nicht ein einziges Wort des Vorwurfs für sie haben, sondern nur bemüht sein, sie zu trösten und zu beruhigen. Er war ihr gegenüber so unendlich großmüthig, er würde es auch in diesem Falle sein, aber der Stachel blieb sitzen, mußte sitzen bleiben.

Mitternacht war vorüber, als sie sich zum Schreiben niedersetzte. Aber Stunden vergingen und noch immer war kein Wort aus der Feder gekommen. Im Osten tagte das Frühroth, als sie auf's Neue ihre ruhelose Wanderung durch das Gemach begann. Sie blieb endlich vor der kleinen Stutzuhr auf der Konsole stehen.

„So spät!" kam es über ihre Lippen.

Mit hastigen, ruhelosen Bewegungen wandte sie sich abermals ihrem Schreibtisch zu, von Neuem die Feder zu ergreifen. Die vorgerückte Stunde sagte ihr, daß sie nicht zögern dürfe und, von dieser Ueberzeugung getrieben, schrieb sie an ihren Gatten die letzten Zeilen, die er von ihr empfangen sollte.

Zwei Stunden später verließ eine dicht verschleierte Frauengestalt das Haus des Herrn von Gudenheim, von Niemandem gesehen. Die Dienerschaft war in den Räumen des Vorderhauses beschäftigt; keiner derselben hatte die Herrin gesehen.

11. Capitel.

Herr von Gudenheim hatte gleichfalls eine ziemlich schlaflose Nacht verbracht. Spät nach Hause zurückgekehrt, sah er in dem Zimmer seiner jungen Frau noch Licht. Einen Augenblick zögerte er, als er an ihrer Thüre vorübergeschritten war, aber dann hatte er den Kopf zurückgeworfen und war weiter gegangen. Sie mußte Vertrauen zu ihm fassen oder sie liebte ihn nicht. Dieser Gedanke aber ließ ihn grausam sein.

Und doch! Mehr als einmal stand er in dieser Nacht im Begriff, zu ihr zu gehen, der Stolz hielt ihn immer wieder zurück. Als die Liebe endlich ihren erbittertsten Gegner überwunden und er wirklich gehen wollte, hörte er vom Kirchthurm ein Uhr schlagen.

Nun wollte er nicht mehr stören. Lona hatte sich jetzt wohl zum Schlafen niedergelegt. Aber morgen mußte sie ihm Alles sagen; mit zärtlichen Bitten wollte er sie dazu bewegen, und er hatte die tiefinnerste Ueberzeugung, daß sie diesen nicht widerstehen werde.

Unter solchen tröstlichen und beruhigenden Gedanken war er eingeschlafen und erst spät erwacht. Er hatte sich dann aber rasch angekleidet, um keinen Augenblick länger den für sie gewiß unendlich peinigenden Zustand ertragen zu lassen. Gewiß hatten böse Menschen hier ein Zerstörungswerk begonnen und er wollte durch hartnäckiges Schweigen ihnen hilfreiche Hand bieten?

Eilig begab er sich in das Zimmer seiner jungen Frau, welches er mit so viel Freude für ihren Einzug hergerichtet. Es war leer. Sie schlief noch. Schon durchschritt er den Raum, um das angrenzende Schlafzimmer zu betreten, als sein Blick auf einen auf dem Schreibtisch liegenden Brief fiel.

Ohne jegliche Besorgniß, nur einer unwillkürlichen Eingebung folgend, trat er heran. Ein Geheimniß konnte ja der offen liegende Brief nicht sein; aber an wen hatte Lona zu schreiben? Vielleicht stand die Adresse doch im Zusammenhang mit den Dingen, die während der letzten Tage störend in sein Glück einzugreifen versucht.

Nun zuckte Wolf von Gudenheim zusammen, heiß stieg das Blut in sein Gesicht. Er nahm den an sich selbst gerichteten Brief, doch nicht, um ihn zu öffnen. Er ging und riß die Thür des Schlafzimmers auf.

Ein heiserer, unartikulirter Laut kam von seinen Lippen. Das Schlafzimmer war leer — Lona's Bett stand unberührt.

Er hätte jetzt kaum noch den Brief lesen dürfen, um zu wissen, daß sie ihn verlassen, daß sein Weib gegangen war, ihn dem Gespött der Welt preisgebend.

„Im Blute!" kam es über seine Lippen.

Ja, ihr lag's im Blute. Mochten die Gründe, die sie bewogen hatten, ihn zu verlassen, sein, welcher Art sie wollten; es gab keine Entschuldigung für sie. Ihre Handlungsweise war nicht diejenige einer Frau, die in den Gebräuchen guter Sitten aufgewachsen war. „Das Kind einer Landstreicherin!" fügte er zähneknirschend hinzu.

Einen Augenblick hielt er den Brief unschlüssig zwischen seinen Fingern. Wenn er ihn dem Feuer übergab, wenn er ihn nicht las und sie den selbst erwählten Weg gehen ließ!

Dann dachte er an den vorhergehenden Abend, wo er ohne ein Wort an ihr vorübergegangen war. Er glaubte, ihr blasses Gesicht, die großen Augen mit dem Ausdruck der Verzweiflung und den Thränenspuren vor sich zu sehen. Mit zitternder Hand erbrach er das Couvert, dem er drei eng beschriebene Bogen entnahm.

Wolf von Gudenheim nahm den Brief, um sich in sein Zimmer zu begeben und dort in Ruhe zu lesen. Er erwartete das Schlimmste und war entschlossen, nach besten Kräften eine Vermehrung des Skandals, der nicht auf sich warten lassen würde, zu verhindern. So sagte er der, ihm draußen auf dem Corridor begegnenden Dienerin seiner Frau, daß sie das Zimmer derselben einstweilen nicht betreten möge. Erst nach dem Lesen des Briefes konnte er weitere Anordnungen treffen.

In seinem Zimmer angelangt, las er die zitternde Handschrift, die das Leid und Weh verrieth, welches seine junge Frau empfunden haben mochte, während sie diese Zeilen schrieb. Wolf hielt wiederholt mit Lesen ein. Thränen des bittersten Grimmes verdunkelten ihm die Augen, seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt und er zerknitterte das Papier mit den unheilvollen Nachrichten zwischen seinen Fingern.

„Arme Lona — Unglückselige!" kam es endlich zwischen seinen knirschenden Zähnen hervor.

Dann nahm er die Bogen, legte sie auf den Tisch, glättete sie sorgfältig, um sie in das Couvert zurückzuschieben und beides in seinem Schreibtisch zu verschließen. Er stand noch eine Weile in tiefem Sinnen verloren, sich eine Menge von Fragen vorlegend, von denen er nicht eine einzige beantworten konnte.

Wohin hatte Lona ihre Schritte gelenkt? Die Frage war es, welche ihn in erster Linie beschäftigte. Vielleicht konnte Frau von Frohsdorf ihm Auskunft geben; er war jedoch fest entschlossen, sich nur im äußersten Nothfalle an diese Dame zu wenden. Was die anderen Punkte anbelangte, so hatten sie nur durch Lona's Entfernung einen bedrohlichen Charakter angenommen und ihn und sie in die Gefahr gebracht, der Gegenstand jedenfalls sehr unangenehmer Erörterungen in den geselligen Kreisen zu werden.

Aber nicht ein zorniger Gedanke gegen die junge unglückliche Frau regte sich mehr in ihm, im Gegentheil war er von grenzenlosem Mitleid für sie erfüllt. Wenn er je zuvor einen Augenblick daran hatte denken können, daß nicht allein Liebe, sondern auch unwillkürlich das Erwägen großer Vortheile sie bestimmt, sein Weib zu werden; nachdem er diesen Brief gelesen, konnte ihm nie mehr ein gleicher Gedanke kommen. Mit welchen rührenden Worten nahm sie von ihm Abschied! Wie beklagte sie, daß gerade sie, die keinen Gedanken, keine Hoffnung in der Welt gehabt, die nicht mit seinem Glück im innigsten Zusammenhange gestanden, es sein müsse, die so viel Schmerz über ihn und Schande auf seinen Namen häufe. Wie viele Male bat sie ihn um Verzeihung, daß sie diesen furchtbaren Schritt gethan, der doch habe gethan werden müssen, um seines Glückes und Friedens willen.

Sie hatte ihm Alles mitgetheilt, sie wollte ganz wahr und offen gegen ihn sein. Sie schrieb ihm, daß sie die Absicht gehabt, mit jener Frau, die sich ihre Mutter nenne, zusammen fort zu gehen, daß diese aber nicht gewollt habe. Sie verhehlte dem Gatten auch nicht, daß man das Ansinnen an sie gestellt, ihn zu belügen, zu betrügen und zu bestehlen. Das habe sie nicht gekonnt. Nun werde jene Frau selbst zu ihm kommen, wenn er nicht zu ihr gehen wolle. Ihr Anblick werde ihm eine volle Erklärung für ihr Entrinnen geben. Der Gedanke, daß der Mann, den sie mit der ganzen Innigkeit eines Geschöpfes liebe, das Niemanden außer ihn in der Welt habe, in ihr allzeit die Tochter jener Frau erblicken müsse, sei endlich entscheidend gewesen.

Noch eine Bitte sprach sie aus. Wolf möge einstweilen für jene Frau sorgen. Sie schrieb dem Gatten, wie viel Geld sie ihr von seinem Eigenthum gegeben. Die spätere Sorge solle er ihr überlassen. Sie werde Mittel und Wege finden, sich eines Tages, wenn sie selbst ein Unterkommen erhalten, mit der Frau wieder in's Einvernehmen zu setzen — sobald die Scheidung ihrer Ehe ausgesprochen sei. Er möge diesen nothwendigen Schritt nicht hinausschieben, sondern unverzüglich anleiten, um sich selbst und auch ihr größeres Herzeleid zu ersparen. Zurückkehren werde sie niemals zu ihm, so wenig wie sie aufhören werde, ihn zu lieben und den Himmel um Vergebung für das Leid zu bitten, das sie ihm zugefügt — es sei ihr fester, unabänderlicher Entschluß.

Wolf von Gudenheim glaubte seine junge Frau gut genug zu kennen, als daß er sich nur einen Augenblick über die ernste Bedeutung ihres Schrittes hätte täuschen können. Es würde eine ganze Kette banger Sorgen und mühevoller Arbeit für ihn im Gefolge haben, Sorgen um sie, die in eine weite Welt hinausgegangen war, ohne Existenzmittel, nicht an körperliche Entbehrungen gewöhnt, wenn auch vielseitig genug gebildet, um überall ihren Lebensunterhalt zu finden.

Nach anderer Seite hin würde es an mühevoller Arbeit nicht fehlen. Wo sollte er Lona suchen? Niemand durfte von den Vorgängen in seinem Hause erfahren. Jene Frau, die hier als sein und Lona's Verhängniß aufgetaucht war, mußte die Stadt verlassen, wenn möglich noch heute. Vielleicht konnte er gar von dieser Frau etwas erfahren, das ihm einen Anhaltspunkt gewährte. Jedenfalls muß sein nächster Schritt sein, zu ihr zu gehen.

Kaum eine halbe Stunde später stand Herr von Gudenheim in der dunklen Flur des Hauses, in welchem Lona jener Frau gegenübergetreten war, deren Erscheinen ihr junges Glück so schnell zu Fall gebracht. Er fühlte sich unangenehm berührt, als ihm eine schmutzige und zerlumpt aussehende Person entgegentrat und ihn mit frecher Miene fragte, wohin er denn eigentlich wolle.

„Wohnt hier eine Marie Adami?"

Das Weib musterte ihn abermals mit einer unverschämten Neugierde.

„Sie meinen die Frau eine Treppe hoch? Ich glaube, daß sie so heißt."

Herr von Gudenheim stieg, von Ekel erfüllt, die knarrenden Holzstufen hinan und stand wenige Augenblicke später der Frau gegenüber, die einen so unheilvollen Einfluß auf Lona ausgeübt. Indem seine Augen forschend den ihren begegneten, fühlte er sich von einem leisen Grauen beschlichen. Der Gedanke, daß sie die Mutter seines beklagenswerthen Weibes sein solle, schnürte ihm vorübergehend die Kehle zusammen.

„Sind Sie Marie Adami?" fragte er dann rasch. Er sah ihre Augen mit lauerndem Ausdruck auf ihn gerichtet. Röthe und Pergamentfarbe wechselten rasch in den scharfen Zügen und sie athmete schnell.

„Ja — die bin ich."

„Kennen Sie mich?"

Die unheimliche Ahnung, welche in dem Weibe aufgedämmert war, erfuhr eine Verstärkung.

„Nein."

Das „Nein" klang gepreßt. Doch dann richtete sich die leicht vornübergebeugte Gestalt plötzlich auf. Es galt hier zweifellos, ihre Ruhe zu behaupten.

„Mein Name ist Wolf von Gudenheim."

Sie hatte diesen Namen zu hören erwartet, denn wo gab es sonst noch einen eleganten Herrn, der zu ihr hätte kommen können? Dennoch schrak sie zusammen, und den scharfen Augen des Freiherrn war diese unwillkürliche Bewegung nicht entgangen.

„Sie geben vor, die Mutter meiner Gemahlin zu sein?"

Das Weib fand nicht gleich eine Antwort, ihre Gestalt neigte sich noch mehr vornüber und machte so einen sehr hinfälligen Eindruck.

„Vorgeben? vorgeben?" murmelte sie, sich in den alten, zerlumpten Lehnstuhl in der Nähe des Ofens niederlassend. „Fragen Sie doch Frau von Frohsdorf."

„Die Dame kann mir gewiß nicht mehr sagen, als Sie. Kennen Sie Frau von Frohsdorf bereits länger?"

„O, ja, ich stand früher in Beziehungen zu ihr, d. h. vor langen Jahren, bei Beginn meiner Laufbahn."

(Fortsetzung folgt.)

— Selbstlos. A. (zu seinem Freunde): „Du bist doch ein aufmerksamer Gatte; ich weiß, daß Du Dir nicht viel aus Fischen machst, und doch habt Ihr sie jede Woche dreimal — also nur um Deiner Gattin willen." — B.: „Allerdings um ihretwillen; sie streitet nämlich so gern bei Tisch; wenn wir aber Fische essen, muß sie den Mund halten, damit sie keine Gräten verschluckt."

Eine Wüste weniger.

Früher vermuthete man, daß der größere Theil des Innern Australiens von einer weiten Wüste bedeckt sei; dieser „Wüste" ergeht es jetzt, wie es schon so vielen angeblichen Wüsten ergangen ist, namentlich jenen afrikanischen Wüsten, mit welchen frühere Forscher alle die Gegenden bedacht hatten, in die sie nicht gekommen waren: sie verschwindet allmälig, je weiter das Land bekannt wird.

Schon im Jahre 1872 wurde der Glaube an diese „unermeßliche Wüste" erschüttert; denn damals fand Giles im geographischen Mittelpunkt derselben den Amadeus-See, welcher 200 Meilen lang ist. Und die wenigen Forscher, welche seitdem das Innere Australiens besuchten, haben der „Wüste" bedeutende Stücke entrissen und in Gegenden, wo man glaubte, daß nur Sand zu finden sei, Wälder und Ströme gesetzt. Vor Kurzem erklärte Sir Samuel Davenport in einer Rede, welche er in Adelaide hielt, die jüngsten Reisen von Tietkens und Lindsay hätten dargethan, daß das Innere dieses Erdtheils überhaupt nichts von einer Sahara-Wüste habe und, obgleich es zur Zeit unbewohnt ist, sehr wohl eine große Bevölkerung erhalten könne. Tietkens und Lindsay fanden nicht nur ausgedehnte Ländereien, welche mit üppigem Graswuchs bedeckt waren, sondern auch Minerallager, welche entschieden Beachtung verdienen.

Tietkens entdeckte etwa in der Mitte des australischen Continents mehrere große Flüsse, welche nordwärts fließen, und an deren Ufern vieles werthvolle Bauholz wächst. Lindsay fand in der McDonnell-Bergkette unverkennbare Anzeichen dafür, daß dort das Graben nach Edelsteinen sehr lohnend sein würde. Am Tennant's Creek entdeckte er goldhaltiges Quarz in Menge.

Ferner wußte Lindsay nach seiner Rückkehr Vieles zu erzählen von fast unbegrenzten Weideländereien, Wasser im Ueberfluß und tiefen blauen Seen, von denen einer, der ungefähr 300 Meilen nördlich vom Amadeus-See liegt, gleichfalls sehr groß ist, wenngleich man seine Ausdehnung noch nicht genau kennt. Oestlich und westlich von Lindsays Forschungsgebiet liegen noch Strecken völlig unbekannten Landes, welche aber nicht weniger einladend zu sein scheinen, als die bis jetzt durchforschten.

Nach alledem kann man erwarten, daß im Innern von Australien in nicht allzuferner Zukunft ein bedeutendes Geschäfts- und Verkehrsleben erblühen wird, namentlich nach Vollendung der großen Eisenbahn, welche sich über den ganzen Continent von Norden nach Süden erstrecken soll. Sie wird zunächst das Forschungswerk bedeutend erleichtern. Bisher ist das australische Binnenland sehr stiefmütterlich von den Reisenden behandelt worden; aber schon nach wenigen Jahren dürfte auch das letzte geographische Geheimniß dieses interessanten Erdtheils enthüllt sein. Gegenwärtig ist jene Bahn bereits 600 Meilen weit nördlich von Adelaide in Betrieb, und beständig werden neue Geleise in nördlicher und südlicher Richtung gelegt.

Kürzlich hat auch der „Geographische Verein von Australesien" eine Forschungspartie ausgesandt, um in jene Gegenden, über welche so unerwartet befriedigende Berichte gekommen sind, noch weiter einzudringen. Von der „Wüste" wird wohl nichts, oder sehr wenig, übrig bleiben.

Glaubensheiler-Unheil.

Seit längerer Zeit hielt eine Frau Woodworth, deren „Berühmtheit" als Glaubensheilerin sich über die ganze Union erstreckt, in der Stadt Louisville Glaubensheul-Versammlungen ab, die einen öffentlichen Scandal der schlimmsten Sorte bildeten. In allen Versammlungen, welche diese fürchterliche Person veranstaltete, sind Diebereien, Schlägereien u. s. w. vorgekommen, und jetzt werden sogar noch Menschen über den Woodworth-Blödsinn verrückt. Ueber einen besonders traurigen Fall dieser Art, der sich an einem deutschen Familienvater ereignete, wird neuerdings berichtet:

Der Wittwer Henry Gast, Vater von 6 Kindern, nahm schon lange an den scandalösen Versammlungen der Frau theil und war ein eifriger Jünger der Glaubensheulerei. Vor ein paar Monaten zog Frau Woodworth ab und begann erst dieser Tage ihren Humbug wieder, worauf Herr Gast natürlich sich prompt bei den „Meetings" einstellte. Dieses Mal that's ihm eine der Tambourinschwingerinnen an, — Gast verliebte sich sterblich in sie und wollte sie mit aller Gewalt heirathen. Die Glaubensheulerin war hiermit nicht einverstanden, und der unglückliche Gast sah sich sodann in einer der darauffolgenden Nächte veranlaßt, einen verzweifelten Selbstmordversuch zu begehen. Er glaubte ganz bestimmt, nur durch die Tambourinschwingerin geheilt werden zu können. Zuerst versuchte der Liebesrasende, sich die Kehle zu durchschneiden, und als dies des stumpfen Messers wegen nicht gelang, spannte er seinen Revolver, um sich damit das Lebenslicht auszublasen. Sein sonderbares Benehmen hatte indessen die anderen Hausbewohner, vor Allem die Kinder Gasts, aufmerksam gemacht, und der Selbstmordversuch wurde vereitelt. Die Polizisten Feeney und McGrath wurden schleunigst zur Stelle gerufen und brachten Herrn Gast, der übrigens nur leicht verwundet ist, nach dem Hospital, um ihn dort besser verpflegen lassen zu können.

Nach den letzten Nachrichten ist zu befürchten, daß Hr. Gast seinen Verstand für immer verlieren wird! Die Empörung der anständigen und vernünftigeren Einwohner über jene Versammlungsorgien ist groß, und man arbeitet darauf hin, daß dieses Treiben ein- für allemal aufhören muß.

Neue Mississippibrücke.

Der lang gehegte und viel besprochene Plan der Ueberbrückung des Mississippi, in der Nähe von New Orleans, ist auf dem besten Wege der Verwirklichung. Die vorläufigen Pläne sind entworfen, die nöthigen Vermessungen vorgenommen, und für die Anlage der Brücke ein Punkt oberhalb Southport, District Jefferson, gewählt. Das Project ist für das Eisenbahnwesen des ganzen Landes, und somit auch für alle direct oder indirect an demselben Betheiligten, von Wichtigkeit.

An dem Unternehmen sind sämmtliche in New Orleans einmündende Eisenbahnen interessirt: Jay Gould, Huntington, die Illinois-Central-, Louisville- und Nashville-, Louisville-, New Orleans- & Texas-, Northeastern-, Texas-Pacific-, &c., da allen an einer directen Verbindung mit den Bahnen westlich vom Mississippi gelegen ist. Mit der Brücke und der noch zu erbauenden Gürtelbahn werden die genannten Bahnlinien im Stande sein, den ganzen Verkehr zwischen den beiden Oceanen zu vermitteln, der bisher zum größten Theil über Chicago und St. Louis ging. Ob der Brückenbau der Stadt New Orleans zum besonderen Vortheile gereichen wird, das wird von der dortigen Presse stark in Zweifel gezogen.

Das Nächste ist nun, daß der Congreß um die Autorisation zum Bau der Brücke ersucht wird. Da diese Brückengesetze alle gleichlautend sind, so glaubt man, daß die Vorlage noch in dieser Session ohne Schwierigkeit angenommen wird.

Zur Frage des Waldschutzes.

So oft schon dieser hochwichtige Gegenstand kritisch besprochen worden ist, so wenig sind eingehende positive Vorschläge zum Schutze unserer Wälder entwickelt worden. In einer der letzten Nummern des Fachblattes „Garden and Forest" finden wir einen beachtenswerthen Aufsatz hierüber, aus dem wir einige der Hauptstellen zum Nachdenken anführen möchten.

Der erste Schritt zur Erhaltung der Wälder auf unserer nationalen Domäne, sagt die genannte Zeitschrift, sollte darin bestehen, alle Wälderländereien, die der Nation gehören, vom Verkaufe auszuschließen. Es wird keineswegs nöthig sein, alle diese Waldungen auf die Dauer zu erhalten; doch läßt sich nicht sofort bestimmt sagen, wieviel von dem Waldgebiet unbedingt für die von ihm abhängigen Gegenden bestehen bleiben muß. Man wird erst diese Gegenden, namentlich in Bezug auf ihren Wasserbedarf, gründlich prüfen müssen, um feststellen können, welche Holzungen zu erhalten sind, und welche Striche ohne Schädigung wichtiger Interessen abgeholzt werden dürfen. Ehe eine solche Untersuchung erfolgt ist, sollten keine der Forstländereien, welche gegenwärtig den Ver. Staaten gehören, verkauft werden!

Zweitens sollte der Bundesarmee die Aufsicht über die nationalen Waldungen anvertraut werden. In Friedenszeiten ist keine andere Thätigkeit für nationalen Schutz so wichtig, wie gerade diese, welche die Armee sehr wohl ausüben kann; es ist auch klar, daß unter den bestehenden Verhältnissen die Wälder der nationalen Domäne auf keine andere Weise hinreichend geschützt und bewacht werden können. Die anderen, bis jetzt versuchten Maßnahmen haben sich als beinahe nutzlos erwiesen. Ansiedler und Angestellte von Eisenbahn- und Bergbau-Compagnien plündern diese Wälder gewissen- und grenzenlos, und die vollständige Zerstörung der letzteren sowie des betreffenden Bodens ist unter dem jetzigen System, — nein, unter der jetzigen Systemlosigkeit, nur eine Frage der Zeit, und zwar sehr kurzer Zeit. Man täusche sich darüber nicht.

Unsere Militärs werden von der Nation für den Dienst derselben erzogen, und sie bilden eine Körperschaft, welche in ihrer Ausrüstung u. s. w. besser geeignet ist, als jede andere, für diese Aufgabe. Sie brauchen nur gesetzlich ermächtigt zu werden, diesen Dienst zu übernehmen; denn die nöthigen Mittel, ihn zu leisten, haben sie schon, während jeder anderen Menschenclasse solche erst zur zur Verfügung gestellt werden müßten, und sie erst dafür auszubilden wäre. Hinsichtlich der Indianer wird es doch wahrscheinlich künftighin sehr wenig Arbeit für unsere Armee geben; sie kann also ihre Hauptkraft dem Schutze der Wälder widmen, — der besten und verdienstvollsten Vaterlandsvertheidigung, die sie ausüben kann. Neue Kosten würden, wie gesagt, dadurch nicht oder nur in einem sehr geringen Betrage entstehen. Dieser Schutz der Wälder der Nation sollte fortdauern, bis die Bundesregierung eine genügende Anzahl tüchtig ausgebildeter und ausgestatteter Förster für die ständige Durchführung eines systematischen Forstwesens aufstellen kann.

Und dies bringt uns auf den dritten, unserer Meinung nach nothwendigen Schritt, den wir bereits angedeutet haben. Der Präsident sollte eine Commission ernennen, um die Beschaffenheit der nationalen Wälder und ihre Beziehungen zu den ackerbaulichen Interessen der Gegenden, durch welche die in den Wäldern ihren Ursprung nehmenden Gewässer fließen, gründlich zu untersuchen und einen umfassenden Plan zur Erhaltung und Verwaltung der Wälder einzuberichten, sowie ein System zur Ausbildung einer genügenden Zahl Personen für den Forstdienst der Nation auszuarbeiten. Diese Commission sollte feststellen, welche Theile der Waldungen niedergeschlagen werden dürfen, und welche unbedingt stehen bleiben müssen. Die nationalen Forsten können so verwaltet werden, daß sie sich beständig neu erzeugen und stets auch reichlich Bauholz für die Bewohner der benachbarten Landestheile ergeben und eine Einnahme liefern, welche die Kosten des Forstdienstes mehr als ersetzen wird. An einem passenden Platz in einem unserer großen Bergwälder sollten wir eine nationale Forstschule haben, die für ihren Zweck ebenso sorgfältig ausgestattet werden sollte, wie die nationale Militäracademie zu West Point.

— Das Schicksal eines Advocaten, Dr. Kutassy, welcher sich im Städtchen Moor erschoß, hat in Ungarn schon wegen der den Selbstmord begleitenden Umstände große Theilnahme gefunden. Der Advocat war eine Wechselverbindlichkeit bei der Moorer Volksbank eingegangen und hatte sich, als ihm bei der Fälligkeit derselben die Mittel zur Einlösung des Wechsels fehlten, an seinen Schwiegervater gewendet. Als die erwartete Geldsendung nicht eintraf, greift Kutassy, der einen Protest mit den Folgen für seine Stellung fürchtete und sehr peinliche Ehrbegriffe hatte, zur Pistole. Inzwischen war der Wechsel bereits bezahlt: der Schwiegervater hatte pünktlich den Betrag abgesandt, den Brief aber, ohne den Schwiegersohn zu benachrichtigen, an die Volksbank direct adressirt, und so fiel der Advocat einem bloßen Mißverständniß zum Opfer.

— Man meldet aus Brüssel, 14. Januar: Ein schrecklicher Vorfall hat heute hier die Bewohner des Fischmarkt-Viertels in Aufregung versetzt. Auf dem Boulevard Jamar hierselbst ist gegenwärtig eine Menagerie ausgestellt, zu deren Inventar u. A. drei große Elephanten gehören. Täglich läßt der Besitzer der Bude, Mr. Wombwells, diese Dickhäuter durch die Straßen der Stadt führen, wobei die Thiere um Mittag nach einer Uebereinkunft zwischen dem Besitzer und einem am Brandholz-Quai wohnenden Wagenbauer de Smedt in dem geräumigen Hofe des Letzteren getränkt werden. So auch heute Nachmittag. Ein Knabe von etwa 14 Jahren, der regelmäßig den Reklame-Umzug begleitet, und die Prospekte austheilt, hatte sich mit den Elephanten auf dem Hofe eingefunden und beging die Unvorsichtigkeit, beim Tränken der Thiere eines derselben zu necken. Er hielt „Lizzie", wie der sonst gutmüthige Elephant heißt, den vollen Eimer vor, zog ihn dann wieder zurück, trat ihm auf den Rüssel, gab einem anderen Elephanten Näschereien und vernachlässigte „Lizzie", und dergleichen Albernheiten mehr. Plötzlich geräth der Elephant in Wuth, erfaßt den Knaben, schlingt den Rüssel um ihn und schlägt ihn mit solcher Wucht gegen die an eine Mauer sich lehnende Pumpe, daß dem Unglücklichen der Kopf völlig zerschmettert wurde und der Tod augenblicklich eintrat. Die Leiche war derart bis zur Unkenntlichkeit entstellt, daß ihre Identität kaum festgestellt werden konnte. Der Elephant, der so seine Rache befriedigt, setzte hierauf ruhig seine Tränke fort.

— In Japan läßt sich in diesem Augenblick einer der Prinzen ein Palais im Stil Ludwig XVI. nach dem Plan eines französischen Architekten in Tokio erbauen. „Figaro" sieht in dieser Thatsache einen Triumph der französischen Kunst; er scheint nicht zu wissen, daß die meisten neuen Monumentalbauten Japans von deutschen Architekten entworfen und ausgeführt wurden.

Gebrochene Treue.

Im Kirchthurm geh'n die Glocken
Mit feierlichem Klang —
Ein Brautpaar kommt geschritten
Den blum'gen Kirchengang.

Der Hochzeitszug bewegt sich
Vorbei an einem Haus —
Da blickt vom Giebelfenster
Ein Antlitz still hinaus.

Ein gold'nes Lockenköpfchen
Drängt schmeichelnd sich heran:
„O Mutter — süße Mutter,
Wer ist der schöne Mann?" —

Jedoch die bleiche Mutter
Die hört das Kindlein nicht —
Sie starrt hinab zur Gasse
Mit nassem Angesicht.

Dann bannt sie stumm die Thränen
In's weh Herz zurück —
Und schließt in ihre Arme
Ihr letztes Erdenglück....

— Der biedere Handwerksmeister F. in einem westfälischen Städtchen gehörte einem Herren-Vereine an, welcher am verflossenen Weihnachtstage eine kleine Festlichkeit mit Verloosung veranstaltete. Unser F. nimmt in vollen Zügen an dem Vergnügen Theil; er bekommt selbstverständlich auch ein Loos, und das Glück will, daß er ein prächtiges Ulkgeschenk, eine fast lebensgroße Puppe gewinnt. Es schlägt vier Uhr, als unser F. in sehr angeheitertem Zustande den Heimweg antritt. Es gelingt ihm, sich bis zu seiner Wohnung zu lotsen. Mit Ungestüm klopft er an die verschlossene Hausthür, die aber nicht sofort geöffnet wird; der Biergeist hatte nicht mehr die Kraft, ihn aufrecht zu erhalten, er sinkt um, — im Arme wohlverwahrt seine Puppe. Mittlerweile wird durch seine liebe Frau geöffnet. Was war das! Welch' ein Anblick bot sich ihr dar! O diese Schmach! Ihr Mann in enger Umschlingung mit einem weiblichen Wesen! Wie rasend fällt sie über die Beiden her! — Der gute Meister blieb am anderen Tage unsichtbar; er soll, abgesehen von anderen Beschwerden, an heftigen Gesichtsschmerzen gelitten haben.

— Zum „Premierlieutenant". Eine artige Geschichte weiß eine Berliner Lokalkorrespondenz zu erzählen: An der Kasse des „Berliner Theaters" herrschte jüngst nicht geringe Heiterkeit. Es erschien eine junge, eben erst dem Backfischalter entrückte reizende Blondine und forderte zu der in Bälde stattfindenden Vorstellung des „Königslieutenant" — mit lauter und vernehmbarer Stimme zwei Plätze zum „Premierlieutenant". „Wozu?" fragte der Kassirer, der nicht recht gehört zu haben glaubte. „Nun zum „Premierlieutenant!" wiederholte schön Blondinchen ganz naiv noch einmal. Erst das Gelächter der Umstehenden ließ sie erkennen, daß sie sich eines lapsus linguae schuldig gemacht, und erröthend eilte sie von dannen, in der Verwirrung sogar die Billets zum „Königslieutenant" an der Kasse zurücklassend. Unter den Zeugen dieser Scene gab es nicht Wenige, welche der Meinung waren, daß die Dame nicht einen lapsus linguae begangen, sondern nur das Herz auf der Zunge getragen habe.

— Ein Bauer blieb oft zum großen Aerger seiner Frau lange im Wirthshaus sitzen. Die Frau beschloß, als alle Versuche gescheitert waren, ihn durch Schrecken auf bessere Wege zu bringen. Sie trat, als der Bauer wieder einmal spät heimging, phantastisch aufgeputzt hinter einem Baume hervor. „Wer ist das?" fragte der Mann etwas stutzig. — „Ich bin der Böse!" sagte die Bäuerin mit hohler Geisterstimme. — „Komm her und gieb mir die Hand", entgegnete der Bauer, „ich habe Deine Schwester zur Frau."

— Aus der Kaserne. Die zweite Compagnie war zum Appell commandirt; Anzug: Drillichmontur mit Seitengewehr. Der Herr Hauptmann erscheint, und commandirt: „Gewehr über!" — Feldwebel (leise zum Hauptmann): Entschuldigen, Herr Hauptmann, die Compagnie ist ohne Gewehr angetreten! — Hauptmann (leise): Donnerwetter, bin ich heute zerstreut! (laut) „Gewehr ab!"

— Rechtlieb. „Ei, guten Abend, Frau Baronin! Wie kommen Sie heute in die Stadt?" „Ich holte mir nur neue Tapeten-Muster, da wir ein Zimmer neu tapezieren müssen!" „Aber das sind ja lauter grüne Tapeten! Sie wissen vielleicht nicht, daß dieselben arsenikhaltig und daher giftig sein sollen?" „Ach, sie gehören ja nur in's Fremdenzimmer!"

— Schwerer. „Der Herr Rath ist gestorben!" — „Hab' es gehört!" — „Haben Sie der jungen Wittwe einen Beileidsbesuch abgestattet?" — „Ach nein, es ist so schwer, eine junge Wittwe zu trösten!" — „Noch viel schwerer ist's für sie, untröstlich zu bleiben!"

— Ja, dann! Mann, diese Uhr soll ich Ihnen abkaufen, die ist ja vollständig alt und werthlos! — Na wissen's, wenn da halbweg ein neu's Werk'l reinkommt, und a neu's Gehäus'l und a neu's Zifferblatt'l, nacha is das Uhrl wieder z' braucha.

— Treues Gedenken. Schulmeister, der von seiner Frau ausgezankt wird: Weißt Du, Gustel, ich habe heute so recht an Dich gedacht. — Sie (geschmeichelt): So? Bei welcher Gelegenheit denn? — Er: Bei meinem Vortrag über Giftpflanzen.

— Auch ein Grund. Student A.: Du, aus welchem Anlaß hast Du Dich mit dem Stud. Bummel gestern so fabelhaft bekneipt? — Student B.: Aus Freude darüber, daß wir beschlossen haben, von der nächsten Woche an solide zu sein.

— Ein guter Sohn. „Sag', Fuchs, schreibst Du schon wieder an Deine Alten? Diese Kindesliebe ist ja rührend!" „Ja, weißt Du, man sucht doch gern die Wechselbeziehungen mit dem elterlichen Hause aufrecht zu erhalten!"

— An- und ausgezogen. Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie ich mich von dieser reizenden Tänzerin angezogen fühle! — Paß mal auf, wie Du Dich nach sechs Wochen ausgezogen fühlen wirst!

— Einwand — Schämt Ihr Euch denn nicht, als ein so kräftiger Mensch zu betteln? — Das wär' ja entsetzlich, wenn ich bei der lumpigen Einnahme auch gar noch ein Krüppel sein müßte!

— Selbstkritik. Dame, sich im Spiegel betrachtend: O hätte ich nur diesen häßlichen Kopf nicht, so könnt' ich wirklich reizend aussehen, wenn ich sonst eine hübsche Figur wäre.

— Heikel. Dame (beim Frühstück): Nun ich soviel von dem Sardinischen Räuberunwesen gelesen habe, vergeht mir ganz der Appetit auf Sardinen in Oel.

— Der Michl beim Optiker. „J' brauch' a' Brill'n!" — „Weitsichtig?" — „Na!" — „Kurzsichtig!" — „Na!" — „Nun, was denn?" — „Durchsichtig!"

— Man muß dem Freunde nicht nur dessen Fehler vorhalten, sondern auch, wenn er sie nicht ablegt, diese zu ertragen suchen.

— Gut wär's, wenn Gott dem auch ein Amt gäbe, dem er Verstand gegeben hat.